

DAS UNIVERSALE GEDICHT

Lyrik im Zeitalter der Globalität

Sehr geehrte Stifter der A und A Kulturstiftung,
sehr geehrte Vorstandsmitglieder der Stiftung:
Dr. Anita Runge, Judith Guzzoni, Prof. Dr. Martin Vöhler,
lieber Manfred, liebe Monika Schlösser, Verleger des Agora Verlages Berlin,
und nun auch lieber Andreas Rötzer, Verleger von Matthes & Seitz Berlin,

ohne Sie stünde ich heute nicht hier. Ohne Ihren Zuspruch hätte meinem Leben in den vielen Jahren und insbesondere in den letzten Monaten nach dem Empfang der beglückenden Botschaft jener entscheidende, gleißende Funke gefehlt, der immer wieder seine Gestalt wechselte und schließlich zu der Gewissheit wurde, dass ich nicht allein bin, dass diese Stimme ihren Widerhall finden kann, dass nichts, wirklich nichts verloren geht von all den Tagen und Nächten, da ich in die Welt der Buchstaben versunken war.

Aber was wäre ein Dankwort, wenn es neben der Besinnung auf die wesentlichen Positionen der eigenen Arbeit nicht zugleich Abschied nähme von überkommenen Vorstellungen, die der Jetztzeit eingeschrieben sind, wenn es nicht das Signal zum Aufbruch geben und damit in eine ebenso ungewisse wie noch unbenannte Zukunft weisen würde. Denn das poetische Wort ist seit jeher janusköpfig: Indem es Rückschau hält, gewinnt es die Motive der Vorausschau und bestätigt so seinen prinzipiell visionären Charakter.

Deshalb möchte ich Ihnen an dieser Stelle von einem neuen und uns doch zutiefst vertrauten Gedicht sprechen – vom Universalen Gedicht, sowie von dem Raum, darin es entstehen und sich entfalten kann. Mit einem Wort: Ich spreche von der Lyrik im Zeitalter der Globalität.

Meine Damen und Herren,

wir gehören zu den ersten Menschen, die die Erde aus dem Weltall sehen. Eins mit dem Auge des Satelliten oder Raumschiffs schwebt unser Auge, wie jenseits des Körpers, wie schwerelos, in einer hypnotisch langsamen Bewegung, die der Geschwindigkeit von annähernd dreißigtausend Kilometern pro Stunde entspricht, über die Oberfläche des Planeten. In vollkommener, auf ihm nie erfahrbarer Stille, rings um sich die tiefste, mit Sternen besäte Schwärze, überfliegt es minutenschnell Kontinente, wo Nacht und Tag, häufig von Blitzen durchzuckt, einander ablösen, passiert es immer wieder den Terminator, jene helldunkle Grenzlinie der Dämmerung zwischen sonnenabgewandter und

sonnenzugewandter Seite, um hier dem schwindenden Licht des Abends, dort dem erscheinenden Licht eines nächsten Morgens beizuwohnen.

War das Auge eben noch versunken in jenes unerwartete, die Finsternis teilende Band aus Regenbogenfarben, das seinerseits plötzlich durchschnitten wurde von der hervorbrechenden Aureole der Sonne, auf dass die eine Hälfte des Globus abermals erwache, so ist es nun, unterwegs zwischen Südamerika und Afrika, geblendet vom Frühschimmer des Staubs, der aus der Sahara über den Atlantik weht. Doch es kann nicht innehalten, das ängstliche Schauspiel erprobt an ihm die andere, physikalisch nicht messbare Anziehungskraft, die der Schönheit. Gefügig den Farben und Schattierungen ergibt sich das Auge dem Anblick der Wolken, zunächst nachtblau, feuerumrandet, bedrohlich, kurz darauf fast sanftmütig, aufgeklart, königsblau, später in Grau übergehend, Zellen bildend, geballte Strukturen oder auch verstreute Flocken, riesigen Schafherden vergleichbar, schließlich zu weißen langgezogenen Schleiern gewunden, die bald überm Indischen Ozean, bald überm Pazifik in den Sog eines übermächtigen Wirbels geraten, in dessen Auge der Taifun regungslos verharrt.

So schießt unser Auge hinab, trifft auf oliv oder bräunlich aufregende Gebirgsketten – schuppige Häute von Reptilien oder extrem vergrößerte tierische Fossilien –, die Gipfel manchmal mit Farnen aus Schnee bedeckt, unten dann, am Boden, auf die mit beinahe geometrischer Präzision entworfenen Parallelen rostrot brennender Strichdünen in der algerischen Wüste Erg Schesch, rau und unbewohnt, auf Flussbette, längst ausgetrocknet oder angefüllt mit tosender, unhörbarer Flut, über die Ufer tretend, weitere Arme in die Landschaft grabend, ein ädriges, weitverzweigtes Muster, das Nil, Ganges, Amazonas vor der Mündung in ein Delta verwandeln, auf Küstenstreifen, komplex wie Fraktale, auf Inseln, Atolle, einsame Zeugen der Festigkeit inmitten ständiger Strömungen – und, während eines letzten Umlaufs, an irgendeinem Ende der Welt, das zusammenfällt mit dem Anfang, auf den seit je gegenwärtigen, immerzu prangenden Saphir des Meeres, darin Korallen mehrere Hundert Meter hohe Riffe errichten, kenntlich als feine Leuchtspur, und Plankton, etwa vor Neuseeland, die Form einer Spirale annimmt, ähnlich der unserer Galaxie, eine himmelblaue Blüte, treibend unter Wasser, Keimzelle des Lebens. Wie zum ersten Mal hebt sich unser Auge, gewahrt in der Ferne, über dem Limbus, die schmale gebogene Naht der Atmosphäre, Ursprungs- oder Unsterblichkeitsblau, erschreckend zart und zerbrechlich, Gebärmutter der Lebens, Schutz gegen die tödliche Strahlung, gegen die tödliche Leere.

Zurückgekehrt zur Erde, in den Körper, führt das Auge fortan eine zweifache Existenz: Es befindet sich, den Axiomen der Schwere unterworfen, innerhalb der Schranken raumzeitlichen Geschehens, zugleich jedoch vermag es lichtgeschwind aufzusteigen in die inter- oder gar außerplanetare Dimension. Es ist, in komplementärem Verhältnis, irdisches und kosmisches Auge, gebunden und entbunden, oszillierend zwischen Grobstofflichem und höchst Feinstofflichem. Es hat seine Heimat nicht mehr nur auf der Erde, sondern auch unter Sternen, die ihm zwar weiterhin als Gegenstände kontemplativer

Betrachtung dienen, überdies aber reale, eigenständige Fixpunkte darstellen, von deren Raum aus es die Position, die Morphologie, die innere Konsistenz der Erde samt ihren organischen und anorganischen Manifestationen neu zu erkunden, zu bestimmen, zu durchdringen beginnt. Mit anderen Worten: Wir sind im Begriff, eine universale Perspektive zu entwickeln, indem wir unseren hiesigen Standort gewissermaßen transzendieren, eintreten in das sphärische Kontinuum, wo wir, einen ewigen Moment lang selbst sphärisch geworden, uns und unsere Welt von außen schauen, indes die unverstellte Sicht umfassende Einsicht gewährt, da das Auge, zumindest virtuell, überall gleichzeitig ist, als habe es sich vervielfältigt und verfüge über die gestochen scharfe Optik der zahlreichen Augen des Argus. Wir führen aus, was das französische Verb *englober* uns sagt: Wir beziehen, schließen ein, wir umspannen den Globus, eigentlich das „Zusammengeballte“, das zu einer Einheit gefügte Verschiedenartige, und infolgedessen eignet uns eine globale Vision. Diesseits raumzeitlicher Begrenzung verstellt uns das Verschiedenartige den Blick, es bedrängt, so dass wir, um des Überblicks und der Selbstbehauptung willen, zum gegensätzlichen Verb *séparer* neigen und eben hauptsächlich zergliedern, ausschließen. Im grenzenlosen Raum jedoch kommen wir nicht umhin, das jeweils Gesonderte als integralen Teil zu begreifen und der Einheit wieder zuzuordnen.

Die globale Vision ändert radikal unsere Auffassung vom Status des Menschen auf der Erde. Das Bewusstsein, einmal von ihr ergriffen, kann sie auf Dauer nicht leugnen – es trägt sie in sich wie einen Samen, der mit Naturgewalt nach Entfaltung, nach Ausdruck verlangt. Sobald wir nämlich den Planeten vor dem siderischen Hintergrund betrachten, kehrt sich das seit Anbruch der Neuzeit sakrosankte Subjekt-Objekt-Verhältnis um. Das bislang eigenmächtig handelnde menschliche Subjekt, das die auf eine bloß ausgedehnte, passive Substanz herabgeminderten Objekte wie entfesselt isolierte, manipulierte und dominierte, muss von der hohen Warte erkennen, dass es selbst ein Objekt ist – und dass im gleichen Atemzug die Objekte dank ihrer rauschhaften Fülle, ihrer das Leben überhaupt erst ermöglichenden und gewährleistenden Kräfte, ihrer die Vorstellung förmlich sprengenden Verbindungen und Wechselwirkungen das aktive, das genuine, das sublime Subjekt sind. Was Zentrum war, rückt an die Peripherie, was Peripherie war, rückt ins Zentrum: Die natürlichen Dinge, die wir zur Projektionsfläche für unsere materialistischen Anschauungen und obsessiven Besitzansprüche erklärten, strahlen zurück, sie agieren, vibrieren, transformieren sich und uns, unaufhörlich, und machen damit nicht nur ihre ursprünglichen, durch die Evolution verbürgten Rechte geltend, sondern bestätigen zudem die Etymologie: als Subjekte *unterliegen* wir ihnen. Auf solche Weise zeigen sie uns – zumal jetzt, da wir ihnen und folglich auch der eigenen Spezies mit Auslöschung drohen –, dass wir gemeinsam aus einer Quelle trinken, der der Erde, triumphierendes Subjekt aller Objekt gewordenen Subjekte, aller Subjekt gewordenen Objekte. Ob wir sie, je nach Entfernung, vor uns haben als winzige funkelnde Kugel in finsterner Weite oder als plastischen Urgrund, dem immer neue, immer faszinierende Geburten entsteigen: indem

sie unantastbar um ihre Achse und um die Sonne rotiert, ist sie die Matrix, das Ganze – und zugleich ein Knoten des kosmischen Gewebes, das sich auf und in ihr abspiegelt in Gestalt eines empfindlichen Gleichgewichts zwischen Chaos und Ordnung, Beständigkeit und Wandel, Komplexität und Einfachheit: der Inbegriff des Wunders, an dem teilzuhaben uns gegeben ist.

Dem wohnt eine durch phänomenologische Evidenz, astronomisches Gesetz und ästhetische Aura gesicherte Wahrheit inne, die, im Kontrast zu den meisten unserer vermeintlichen Wahrheiten, sich niemals bezweifeln lässt. Für das kurzzeitig anwesende, heute der Profanität huldigende, von solipsistischen Urteilen verzehrte und deshalb der Welt wie sich selbst entfremdete Ich hält sie eine doppelte Offenbarung bereit: Es besitzt eigentlich nichts, weder die Dinge noch seinen Körper noch sein Bewusstsein, dies alles sind mehr oder minder flüchtige Verdichtungen der unerschöpflichen Energie, die das Universum durchpulst, und so bleibt ihm nur, überwältigt zu werden, sich dessen Rhythmen anzugleichen, achtsam mit ihnen zu kommunizieren, sie in transparenten Werken zum Ausdruck zu bringen.

Das Gedicht, welches unter den skizzierten Voraussetzungen entsteht, legt Zeugnis davon ab, dass das lyrische Ich die autonome, auf Illusion beruhende Mittelstellung eingebüßt hat, dass dieses nun als ein anderes dem unendlich Anderen der Welt gegenüber treten und den Ruf einer nicht länger zu negierenden natürlichen und kosmischen Wirklichkeit erwidern muss. In seinem gesamten Wahrnehmungs-, Erkenntnis- und Wertesystem bahnt sich eine folgenreiche Umwälzung an. Denn wenn es mit dem Nachdruck einer letztlich überlegenen Instanz den Blick auf die Wesen und Dinge warf, um sie wie in einem Netz an sich zu ziehen und das so gewonnene poetische Material dann in die persönliche Perspektive zu zwingen, verdeutlichen sie ihm durch Spontaneität und Kreativität, durch subtile, oft rätselhafte Zeichen, dass derartige Akte Übergriffe darstellen, Verletzungen des Gleichheitsprinzips auf organischer Ebene, wo nichts höher oder tiefer steht, wo jedes Existierende lediglich einen Durchgang bildet zu weiteren Erscheinungsformen und alles mit allem sich austauscht in gegenseitiger Abhängigkeit. Und wenn das lyrische Ich aufgrund seines durch den neuzeitlichen Reduktionismus unterschwellig geprägten Auffassungsvermögens sie von sich abtrennte, um zu analysieren, zu klassifizieren, zu interpretieren, und darüber vergaß, sie hinterher zu synthetisieren, in den Zusammenhang zu integrieren, beweist ihre bloße Gegenwart, dass es ohne sie gar nicht wäre, dass sie keineswegs nur Auslöser der Erfahrung sind, die sich in bruchstückhaften Metaphern und Bildern niederschlägt, sondern Fundament des – auch dichterischen – Wissens schlechthin, auf dem Innen *und* Außen, einander durchdringend, einander erschaffend, die vielschichtige Architektur einer einzigen Totalität aufbauen. Wenn schließlich das lyrische Ich sein nach wie vor aus dem geozentrischen Blickwinkel arbeitendes Bewusstsein einsetzte, um die ethisch-ästhetischen Leitmotive dem damit korrelierten anthropozentrischen Maß zu entnehmen, wird es von der dynamischen Potenz des Lebendigen immer höher über das eigene Dasein hinausgehoben, bis zur astralen Ordnung, wo alle hier

aufgestellten Normen sowohl ihr Ziel als auch ihren Ursprung haben, und mit der Notwendigkeit konfrontiert, endlich zu jenem zwar in der Biosphäre verankerten, doch kosmozentrisch ausgerichteten Bewusstsein zu finden, das eine kosmozentrische Welt erfordert.

Die prinzipielle, ja man müsste sagen: ontologische, jedenfalls irreversible Verlagerung des poetischen Fokus von der *persona* auf das Andere zeitigt ein Gedicht, das aus den Fesseln rationaler Konstrukte, überbetonter psychischer Reflexe, individualistischer Attitüden weitgehend befreit ist. Es spannt einen Raum auf, in dem das Ich verstummt vor dem Gegenstand, dessen Schweigen nicht verbergen kann, dass er, Partikel der Natur, sich äußert mit der Stimme der an und in ihm wirksamen Energien, Prozesse, Transformationen. Er spricht durch das Ich, das sich ihm öffnet und hingibt und dabei, wenigstens für eine blitzhell aufleuchtende Sekunde, zur empfindlichsten und reinsten Tafel wird, auf der sich die empfangenen Informationen abzeichnen, dunkel zunächst und vage, erste Konturen von Buchstaben. Diese stammen aus dem universalen Alphabet, das in die Sterne ebenso eingeschrieben ist wie in die Wellen des Meeres oder in unsere Zellen. Je deutlicher sie sich konkretisieren, je prägnanter einzelne Signaturen erscheinen, die solch elementare Kohärenz zwischen den verschiedenen Zustandsformen widerspiegeln, desto stärker bewegt ein pulsierender Rhythmus die Silben, desto direkter treten die Wörter miteinander in Resonanz. Das heißt, die Schwingungen der äußeren Welt stehen in unauflösbarer Wechselbeziehung zu den Schwingungen des poetischen Duktus, erzeugen sie und werden von ihnen erzeugt. Das Gedicht ist der Ort der Interferenz, die hier Konsonanz, dort Dissonanz hervorruft, das Medium, das Materielles und Immaterielles als die dualen Aspekte *einer* Wirklichkeit sichtbar macht, das Werk, das durch seine metrische Syntax, seine sonore Phonetik die symmetrischen oder auch asymmetrischen Muster des irdischen und kosmischen Gewebes abzubilden versucht und, da es die Vielheit in der Einheit, die Einheit in der Vielheit immerhin erahnen lässt, die Vision eines zugleich variablen und homogenen Ganzen entwirft. Es hat die verabsolutierte Gewissheit des Subjekts abgestreift zugunsten einer Unbestimmtheit, die den unüberschaubaren Verknüpfungen des Raumes entspricht, und es hat die minimalisierte Existenz des Objekts derart aufgewertet, dass dessen Stimme vernehmbar ist. Demnach darf ein derartiges Gedicht nun universal genannt werden, insofern es sich in stetiger Annäherung an das nie fassbare Universale befindet.

Das Universale Gedicht wäre das geheime, dem Gift ebenbürtige Gegengift. Es wäre auf der Höhe der Zeit, zugleich aber jenseits von ihr, weil es sich, wie jedes andere Gedicht, der Utilität und der Effizienz entziehen würde: es hätte keinen Warencharakter, keinen Marktwert. Es stünde im Zeichen des verschwenderischen Reichtums der Natur und des Kosmos, den es, nach besten Kräften, in die strenge Stufenfolge der Verse bannen würde, nur um ihn dann ebenso verschwenderisch auszustrahlen. Darauf beruhte seine Selbstlosigkeit, seine Bescheidenheit, aus der ihm eine ungeahnte Größe erwachsen könnte. Es

wäre, wie sein Urheber, nicht mehr, nicht weniger als eine Leuchterscheinung
am Nachthimmel.

Ihnen allen meinen aufrichtigen, herzlichen Dank!

Jochen Winter

© Jochen Winter